

BÜCHER

Systematische Theoriegeschichte der Soziologie

Rezension von: Wolfgang Schluchter, *Grundlegungen der Soziologie: Eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht*, 2 Bände, Mohr Siebeck, Tübingen 2006 bzw. 2007, 331 bzw. 329 Seiten, jeweils € 69.

Im kurzen Vorwort des ersten Bandes der Theoriegeschichte in systematischer Absicht, in dem Marx, Durkheim und Weber im Vordergrund stehen, gibt Schluchter als Ziel der Untersuchung an, „die andauernde Vitalität des Weber’schen Ansatzes zu zeigen“ (S. V). In der Einleitung spricht sich der Autor zunächst für den Ansatz des kritischen Rationalismus K. Poppers aus, was sich angesichts des Bekenntnisses zum Weber’schen Forschungsprogramm nicht unbedingt von selbst versteht. Auch die Weiterentwicklungen durch Kuhn und Lakatos werden referiert. Drei Fragestellungen sollen bei den diskutierten Soziologen, die uns auch heute noch etwas zu sagen haben, im Vordergrund stehen: die jeweilige Konzeptualisierung von Handlung und Ordnung (Mikro-Makro-Problem), die methodologische Frage des Verhältnisses von Erklären und Verstehen und die Aussagen zu Entwicklungstendenzen und zur Gegenwartsdiagnose.

Die Konstitution der Soziologie mit Marx zu beginnen, ist sicher interessant, aber nicht zwingend (warum fehlt z. B. Pareto?). Auf achtzig Seiten wird der Marx’sche Ansatz vorgestellt. Zitiert wird aus einer bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft (Darmstadt) herausgegebenen Kurzausgabe der Werke von Marx (und Engels) und nicht – wie heute üblich – aus den MEW oder der MEGA. Der Ansatz von Marx wird als soziologischer Hegelianismus gekennzeichnet. Auf dreißig Seiten wird daher zunächst der Hegel’sche Ansatz sprachlich gewandt und zutreffend umrissen und Hegel als Philosoph der defensiven Modernisierung vorgestellt. Unter Bezugnahme auf frühe Schriften von Marx zeigt Schluchter, dass „Hegels spekulative Versöhnungs- und Vereinigungsphilosophie ... mit Hilfe der Religionskritik Feuerbachs antispekulativ überwunden und der Versöhnungs- und Vereinigungsgedanke dabei naturalisiert“ wird (S. 50). Es folgt ein kurzer Exkurs zur Entwicklung Feuerbachs. Wie bereits vorher bei den längeren Ausführungen zu Hegel, mag sich der Leser fragen, ob die Nachzeichnung des Gedanken- und Lebensweges (hier) der Philosophen in dieser Breite angebracht ist, da aus Raumgründen andere, auch realwirtschaftliche Einflüsse (man denke an Marx’ Beitrag zum Holzdiebstahl, nur in einer Fußnote auf S. 75 wird auf die Brisanz der Arbeiterfrage im Zusammenhang mit Engels’ „Lage der arbeitenden Klasse in England“ angespielt) auf der Strecke bleiben müssen und Marx der Philosoph (man erinnert sich an Schumpeters Zerlegung des Marx’schen Werkes in verschiedene Teile) in der theorieimmanent angelegten Arbeit Schluchters sehr dominant hervortritt.

Warum Marx sich in Richtung Kommunismus entwickelte und als historischen Träger das Proletariat identifiziert, bleibt etwas unerfindlich. Übersichtlich rekonstruiert Schluchter das Marx'sche Weltbild, das Entfremdungstheorem, die Übernahme der Herr-Knecht-Dialektik aus der Hegel'schen „Phänomenologie“, ihre Naturalisierung und Ökonomisierung sowie den praxeologischen Ansatz der Marx'schen Frühschriften.

Die Darlegung weiß die wesentlichen Zitate zu präsentieren und arbeitet elementar die üblichen Themen von Marx-Einführungen ab (Stadientheorie, eine rudimentäre Zusammenfassung der Arbeitslehre usw.). Allerdings fragt sich der Leser, ob bei diesem Bemühen eines Gesamtüberblicks nicht auf einigen Strecken die systematische Absicht etwas verloren geht und zu kurz kommt. Schluchter legt großen Wert auf die in der (vom Autor völlig ausgeklammerten) marxistischen Diskussion altbekannten Spannung zwischen einem handlungstheoretisch, voluntaristisch-luxemburgisch angehauchten (frühen) Marx und zu meist spätere Aussagen, die eher strukturalistisch-deterministisch gelesen werden können (Histomat-Interpretation von Basis und Überbau usw.). Schluchter endet mit der These einer ‚doppelten Schrumpfttheorie‘, „die die Handelnden zu Personifikationen ökonomischer Kategorien reduziert, aus einer umfassenden Strukturtheorie mit einem mehrdimensionalen Vergegenständlichungsbegriff wird eine Schrumpfttheorie, die die ökonomische Struktur zur einzigen realen Basis erklärt“ (S. 105). Demgegenüber hält er mit seiner einzigen kritischen Sekundärquelle (D. Lockwood) fest: „Strukturelle Widersprüche und Verwerfungen setzen sich nicht umstandslos in Handlungszusammenhänge um. Dass Marx mit seinen Prognosen so schief lag, könnte, außer mit historischen Umständen, auch mit einer falschen Exposition des Verhältnisses von Struktur und Handlung zusammenhängen.“ (S. 102) Als eine solche Prognose wird die absolute Verelendungstheorie erwähnt. Am Ende liegt, so Schluchters letzliche Ansicht, bei Marx ein unilateraler Strukturdeterminismus vor.

Kritisch ließe sich gegen diese Darlegung zumindest zweierlei einwenden: 1.) Auch der reife Marx war nach Meinung des Rezensenten trotz Schwerpunktverlagerung viel ambivalenter hinsichtlich des Verhältnisses von Handlung und Struktur, als von Schluchter behauptet. 2.) Seine oft rein deskriptive Darlegung des gedanklichen Werdeganges und der Einflüsse auf Marx füllen viele Seiten, die werkhermeneutische Herausarbeitung des von Schluchter behaupteten Hauptwiderspruchs bei Marx erfolgt hingegen kaum und wird nur anhand bekannter Zitate eher plakativ gegen Ende angedeutet. Hiermit sei nicht gesagt, dass Schluchters Position falsch ist, aber sie wurde in der Literatur schon besser herausgearbeitet. Da Schluchter vor allem auf den letzten fünf Seiten die systematische Auseinandersetzung entfaltet, gerät seine Marx-Kritik etwas schablonenhaft (das Schema der Entwicklungsphasen, die wachsende Verelendung, das Theorem der Charaktermasken usw.). Interessanter wäre es eventuell gewesen, herauszuarbeiten, wie Marx sich wie alle im folgenden diskutierten Soziologen mit dem von Schluchter so bezeichneten theoretischen (und wie sich zeigen wird, kaum in einem Ansatz kohärent zu lösenden) Mikro-Makro-Problem herumschlug.

E. Durkheim, dessen Ansatz als „Soziologischer Kantianismus“ bezeichnet wird, erfährt zunächst eine biographische Verortung: sein Aufwachsen in einer

orthodox orientierten, jüdischen Familie an der geographischen Peripherie in Épinal, der Einfluss des von Schluchter kurz umrissenen Comte'schen Systems (insbesondere das Dreistadien- und das Hierarchiegesetz), Durkheims säkularer Republikanismus, der Studienaufenthalt in Deutschland und der Einfluss Wundts usw. Es folgt die Skizierung der Durkheim'schen Methode, die sozialen Tatsachen *sui generis* mit emergenten Eigenschaften lassen sich gesetzesmäßig wie Naturgesetze erfassen, seine auf Beobachtung und Induktion angelegte positive Wissenschaft bedient sich aber auch der vergleichenden Methode – in Abgrenzung zu Vertragstheoretikern, sozialen Instinkttheorien oder auf Introspektion beruhenden Ansätzen.

Schluchter versucht, die Hauptregeln der Durkheim'schen Soziologie mit hermeneutischem Feingefühl nachzuzeichnen und durch Übersichten und Schaubilder darzulegen. Ganz plausibel und anschaulich wird sein Ansatz dennoch nicht, was aber nicht an Schluchter liegt, sondern an Durkheim selbst, da der Autor zu Recht bemerkt, dass z. B. besonders im Frühwerk nicht recht klar werde, ob dieser einem starken oder schwachen Holismus anhinge, sich aber eine Tendenz zur Vereinseitigung, zu einem extremen Objektivismus ausmachen lasse. Im Vergleich zu Kant wird gezeigt, dass Durkheim eine Art Synthese aus einer Pflicht- und Güterethik anstrebte, wobei moralische als soziale Tatsachen auch als äußerliche und zwanghafte, vom Einzelnen unabhängige äußere Erscheinungen zu gelten haben.

Durkheims Buch zur Arbeitsteilung wird diskutiert und seine Unterscheidung organischer und mechanischer Solidarität auch hinsichtlich ihres Ursprungs (Tönnies und ethnologisches Material) und der korrespondierenden Rechtsformen und Ideale (Kult der Gruppe und Kult des Individuums) vorgestellt. An wenigen Stellen finden sich ausdrückliche Kritiken Schluchters an Durkheim, u. a. wenn er bemerkt, dass für Durkheim das Prinzip eines Nullsummenspiels zwischen den Rechtsarten bestünde und er kein Steigerungsverhältnis vorsehe (S. 150). Der Begriff des Kollektivbewusstseins, negative Solidarität, die pathologischen Formen der Über- und Unterintegration werden erläutert und anhand des Selbstmordbuches von Durkheim und den Fällen des egoistischen, altruistischen, anomischen und fatalistischen Falles exemplifiziert. Wiederum wirft er Durkheim vor, es „scheinen die kollektiven Vorstellungen, Verhaltensregeln und Gefühle ganz von der mit Hilfe der sozialen Morphologie erschlossenen sozialen Struktur abhängig“ (S. 161) zu sein, was an das Marx'sche Basis-Überbau-Schema erinnere.

Man kann sich (auch hier) fragen, an wen sich die Schluchter'schen Ausführungen über Durkheim richten. Für den Studenten, der eine Einführung erwartet, ist der Text über weite Strecken (etwa die Ausführungen zu Kant) zu kompliziert. Für den Durkheim-Kenner sind die Ausführungen angesichts des Versuchs, das Gesamtwerk zu präsentieren, hinsichtlich der Hauptbeiträge zu Arbeitsteilung, Religion, Selbstmord usw. zu kurz und können natürlich mit einem Werk wie dem von S. Lukes nicht mithalten. Auch weist die Gesamtdarstellung eine recht formale Ausrichtung auf, bei der Durkheims „Commitments“ des Theorieprogramms etwas in den Hintergrund treten (z. B. die Ablehnung des Spencer'schen Utilitarismus). Auch wird der positivistische (Zeit-)Geist in seiner Methodologie richtig herausgearbeitet, aber der (seiner offiziellen Methode zuwiderlaufende) herme-

neutische Impetus der materialen Arbeiten negiert (einen „hermeneutischen, verstehenden Zugang zum Objektbereich zieht er trotz dessen symbolischen Charakters nicht in Betracht“, S. 161), um Webers Methode dann um so mehr zum Leuchten bringen zu können und zu behaupten, es gelinge Durkheim nicht, eine überzeugende Handlungstheorie aufzubauen (S. 196). Die etwas formalistische Darlegung, die auch durch die Behauptung, Durkheim sei weniger ein Sinnhuber und vielmehr ein Stoffhuber gewesen, legitimiert wird (S. 194), dürfte auch daran liegen, dass bei Schluchter hier bereits die dann explizit an sich recht rudimentäre systematische Absicht Regie führt.

Auch die Durkheim'sche Religionsschrift, der Unterschied zwischen heilig und profan, der (in der Literatur häufig bestrittene) Totemismus als einfachste Religion, die Entwicklung einer autonomen Moral mit Querbezügen zu den Erziehungsschriften und vorher geführten Debatten werden fachkundig vorgestellt. Letztlich habe Durkheim Kants Dualismus zwischen der noumenalen und der phänomenalen Welt in einen solchen zwischen der individuellen und der kollektiven Welt übersetzt. Es soll hier offen bleiben, ob die weiteren Parallelisierungen des Kant'schen und des Durkheim'schen Programms als wesentliche Referenzpunkte der Durkheim'schen Theoriearchitektur nicht überzogen sind. Abschließend wird Durkheim vorgehalten, neben einer bipolaren Typenbildung und einer latenten evolutionistischen Neigung enthalte „die Gliederung der Natur in Emergenzniveaus in Verbindung mit der These vom konstitutiven Dualismus der menschlichen Natur ... zwar den Ansatz zu einer Mehr-Ebenen-Analyse, aber die Art und Weise, wie die Ebenen zusammenspielen, wird verschieden gedeutet. Letztlich aber obsiegt das Hierarchiemodell. Das individuelle Bewusstsein wird mit Zwang vom kollektiven Bewusstsein durchdrungen. Es gilt „downward causation“ ... [Eigentlich] fällt Durkheim methodisch immer wieder in den starken Holismus der Regeln zurück. Die Mikrofundierung der Makroprozesse bleibt unklar“ (S. 195). Hiermit deutet Schluchter an, dass ein doppelter Ansatz (Handlung und Struktur) und eine halbwegs saubere Mikrofundierung innerhalb eines (für ihn natürlich des Weber'schen) Ansatzes möglich sind. Dem folgenden Kapitel über die kantianisierende Soziologie Max Webers unterliegt somit eine starke Ausgangsthese.

Am Anfang steht eine kurze, detailreiche Beschreibung des Weber'schen Bildungsweges, der ihn erst spät zum bekennenden Soziologen werden ließ, seine stets prekäre Arbeitsfähigkeit, die Herkunft aus einer gut situierten Beamtenfamilie, die Rezeption von Marx und die erstaunliche wechselseitige Ignoranz zwischen Weber und Durkheim finden Erwähnung. „Die Kapitalismusproblematik in historischer Perspektive bildet das Leitmotiv, das Weber letztlich auch zur Aneignung des nationalökonomischen Wissens der Zeit antrieb“ (S. 204). So wird auch die Positionierung Webers im so genannten Methodenstreit von Schluchter behandelt, wobei er etwas schablonenhaft der üblichen Dichotomisierung von theoretisch versus historisch, von wertendem versus werturteilsfreiem Methodenverständnis folgt und mit diesen groben Unterscheidungen doch eher an der Oberfläche bleibt.¹ Auch scheint er eher Menger gewogen zu sein: So wird Schmollers Rezension Mengers als gehässig bezeichnet, Mengers ausfallende Buchreplik aber nicht bewertet (S. 208, Fn. 28).

Eine Schwäche der Schluchter'schen Überlegungen liegt darin, Schmollers

offizielle methodologische Verlautbarungen (rein deskriptiv, volle Erfassung der Phänomene usw.) nicht mit der tatsächlichen Vorgehensweise Schmollers, die hiervon deutlich divergiert, zu vergleichen. Mit Weber Schmoller die Illusion zu unterstellen, durch das bloße Aneinanderreihen von historischen Beobachtungen zu Gesetzen zu gelangen, ist zu einfach, mögen sich auch gelegentlich Stellen bei Schmoller finden, die dies nahe legen. Es sei auch angemerkt, dass sich Schmoller für abstrakte Methodendiskussionen, die die Schluchter'sche Weber-Diskussion bestimmt, eigentlich gar nicht interessierte.

Die Einschätzung der Weber'schen Vorlesung über allgemeine theoretische Volkswirtschaftslehre fällt nach Meinung des Rezensenten sehr großzügig aus, da nach Schluchters Deutung die neoklassische Theorie berücksichtigt und dem historischen Gedanken weiter Raum gelassen werde, ohne dass sich beides zu widersprechen scheint (S. 207). Dem könnte man entgegenhalten, dass Weber hier elementarsten Marginalismus vertritt, neben dem die historischen Ausführungen wie ein Fremdkörper wirken und durch die üblichen Formeln (bloß Idealtypisierungen) nur behauptungsweise überbrückt werden, und seine Versuche eines Einbaus der neoklassischen Denkweise in den Ansatz einer verstehenden Soziologie zum letztlich nicht konklusiven Scheitern seines soziologischen Ansatzes beitrug, da man nicht zugleich Verstehen *und* Erklären (S. 228), eine wertfreie und zugleich theoriegeleitete und verstehende historische Kulturwissenschaft entwerfen kann.² Natürlich enthält Schluchters Nachzeichnung viel Erhellendes, so wenn er Webers Auseinandersetzung mit Roscher diskutiert, der zwischen einem methodologischen Individualismus und einem Holismus schwanke.

Die Zentralthese aber, Weber gelinge eine positive Überwindung des Methodenstreites (S. 230), mag trotz des minuziösen Rekonstruktionsversuchs Schluchters in Frage stehen, der die wichtigsten Weber'schen Beiträge hinsichtlich der theoretischen soziologischen Grundkonzeption durchgeht: mehrfache Kausalität materieller und ideeller Faktoren, die Gedankenfigur des *homo oeconomicus*, die Weber'schen vier Handlungstypen, die besondere Evidenz des zweckrationalen Handelns, die Auseinandersetzung mit Stammler, das Verhältnis von Rechts- und Wirtschaftsordnung, die soziale Schichtung vom *Oikos* bis zur Nation einschließlich der gesellschaftlichen Ordnungen wie Kirche, Staat, Sekten und Parteien (und der unterschiedlichen Varianten bei Weber), der Sinnbegriff, die Charakteristika sozialen Handelns usw. Schluchter verbindet die Beschreibung mit der Parallelisierung zu Kant, wenn er etwa bemerkt, die „Soziologischen Grundbegriffe' lassen sich ... geradezu als eine empirische Ergänzung von Kants philosophischer Rechts- und Tugendlehre lesen“ (S. 271).

Nach der langen Methodendiskussion stellt Schluchter die interessante Frage, wie sich all dies in den materialen Untersuchungen Webers, vor allem hinsichtlich der Entstehung des modernen Rationalismus, niederschlägt. Er weist darauf hin, dass der Zusammenhang von Protestantismus und Geist des Kapitalismus im Heidelberger Umkreis bereits thematisiert wurde (Jellinek, Gothein, Troeltsch). Bei dieser Beeinflussung handele es sich aber nur um einen kulturellen Faktor (die Prägung des Erwerbstriebes durch Erziehung) neben anderen, der sich zunächst ganz unabhängig vom Kapitalismus entwickelt und wie erwähnt nur die eine Richtung der Verursachung behandelt. Ob diejenigen, die Weber bezüg-

lich seiner Protestantismusbeiträge einen einseitigen Kulturalismus vorwerfen, nur einer „oberflächlichen Lektüre“ (S. 276) unterliegen, mag hier offen bleiben. Immerhin wird zwar von Weber bemerkt, Interessen bestimmten das unmittelbare Handeln, aber ideelle Weltbilder seien (zumindest oft) die Weichensteller (S. 282). Ist dies im Unterschied zu Durkheim und Marx nur eine Anerkennung der relativen Autonomie von Kultur (S. 282), oder klingt es nicht nach etwas mehr?

Auch hatte der Rezensent bei der Lektüre Webers nicht den Eindruck, dass dieser sich unbedingt brav dem Diktat der Werturteilsfreiheit unterwarf; wäre er seiner Methodenvorschrift gefolgt, so würde er wohl nicht nach wie vor einen so nachhaltigen Einfluss (nicht nur) auf die Soziologie ausüben. Schluchter zumindest unterstellt ihm bei der Untersuchung der motivationalen Quellen für die mentale Überwindung des Traditionalismus, er folge ganz der im Objektivitätsaufsatz entwickelten Methode kulturwissenschaftlicher Analyse.

Schluchter rekonstruiert fachkundig die Weber'schen Überlegungen im Einzelnen (Rolle des Calvinismus, des Puritanismus und Pietismus, die Zwischenstellung Luthers, die Gnadenwahllehre, die kurze Dauer der wertrationalen Fundierung, die Spezifika des speziell okzidentalen Kapitalismus, verschiedene Formen der kulturellen Rationalisierung usw.). Schluchter gelingt als Weber-Experte treffliche Übersichten, z. B. zu den verschiedenen Arten des antiken, mittelalterlich-frühneuzeitlichen und des modernen Kapitalismus (S. 293). Auch muss man zustimmen, dass bei Marx die Religion reduktionistisch behandelt wird und sie bei Durkheim nur als „transfigurierte Gesellschaft“ (S. 297) erscheint.

Schluchter erlaubt sich sogar einen Kritikpunkt an Weber: Seine Einordnung des Konfuzianismus müsse wohl als uneingeschränkt falsch angesehen werden (S. 303). Er bietet eine gelungene Einführung in Webers religionssoziologische Universalperspektive. „Gott (oder das Göttliche) kann entweder gedacht sein als ein persönlicher transzendenter Schöpfergott oder als eine unpersönliche immanente Ordnung, der Mensch entweder als Werkzeug oder als Gefäß, als aktiv oder als passiv, zum Handeln aufgerufen oder zur Kontemplation ...“ (S. 305). Es folgen die Grundeinstellungen der Schickung in die Welt und die der Weltbeherrschung, der Weltüberwindung und der Weltflucht und die verschiedenen Trägergruppen (u. a. Intellektuelle, Händler, Beamte, Krieger) sowie die Ausfaltung der Wertsphären (Religion, Ästhetik, Ökonomie, Politik, Erotik und die intellektuelle Sphäre), ihre Rationalisierungs- und Entzauberungspotentiale und wechselseitigen Spannungsverhältnisse. Die Übersicht zu den Wertsphären, Lebensordnungen und Lebensmächten (S. 311) hat etwas Erhabenes, fasst sie doch im Grunde den ganzen Zirkel menschlichen Lebens auf einer Seite normativ und strukturell zusammen. So vermögen die letzten Seiten zu Weber den Leser auch etwas emotional zu packen, nach all den vorherigen methodologischen und terminologischen Exerzitien.

Im sehr konzisen kurzen Rückblick und Ausblick werden anhand der Bereiche Problemgeschichte, Erkenntnistheorie/Methodologie, Methode, Handlungstheorie, Ordnungstheorie, der Verbindung von Handlungs- und Ordnungstheorie, der Entwicklungsgeschichte, der Gegenwartsdiagnose und der Therapie Marx, Durkheim und Weber noch einmal verglichen. Schluchter gelangt zu dem Ergebnis, dass die Divergenzen zwischen den drei Ansätzen größer seien als die Konvergenzen. Nicht überraschend erscheint ihm das Forschungsprogramm

Webers als das Überlegene. Es irritiert ein wenig, dass Arbeiten Webers, die vor nun schon zum Teil über hundert Jahren verfasst wurden, uns letztlich ohne wenn und aber als Leitstern vorgestellt werden. Was hätte wohl der in der Einleitung gepriesene Popper davon gehalten? Wo bleibt der Fortschrittsgenerator der Falsifikation? Ist Webers Forschungsprogramm einfach nur genial, oder hat es keine wirkliche Weiterentwicklung, nach Lakatos keine progressive Problemverschiebung, keine Fortschreibung der positiven Heuristik gegeben? Diente die Weber-Philologie in der Zwischenzeit dann in Wesentlichen der Immunisierung des harten Kerns?

Im Zentrum des zweiten Bandes stehen Parsons, Habermas und Luhmann, die für die system- und sprachtheoretische Wende im soziologischen Denken stehen. Auch der zweite Band der Theoriegeschichte ist an wesentlichen Personen (und nicht z. B. an Schulrichtungen) orientiert und rein theorienimmanent. Wenn Schluchter zu Beginn bemerkt, er werde zeigen, wie soziologisches Denken auch durch Entwicklungen außerhalb der Soziologie angestoßen wurde, so bezieht sich dies auf z. B. die Philosophie, die Sprachanalytik usw.³ Auch enthält sich Schluchter jeglicher Art von Ideologiekritik. Außer Parsons (dem theoretischen Quasi-Europäer) stehen mit Habermas und Luhmann im Wesentlichen deutsche Theoretiker im Vordergrund. Die Sekundärliteratur wird eher selten einbezogen, was angesichts ihrer Unmenge kein Nachteil sein muss.

Die systematische Frage Schluchters lautet, ob der Weberianische Ansatz kommunikations- oder systemtheoretisch einer Erweiterung oder Erneuerung bedarf. Das Buch weist eine vorbildliche formale Qualität auf (z. B. hinsichtlich Zitationen und Rechtschreibfehler, siehe nur die Verwechslung von Zuschreibung und Leistung im Schaubild auf Seite 59). Zunächst wird in einer Fußnote auf Schluchters Schüler, eine ihm gewidmete Festschrift und den Unterschied zwischen einem weberischen Forschungsprogramm und dem Weber-Paradigma hingewiesen, hinter dem dann aber doch keine sachliche Differenz stecke, was die Erwartung einer interessanten und geistreichen Schrift zunächst leicht dämpft.

Auf über hundert Seiten wird zunächst T. Parsons diskutiert. Wer meint, Schluchter sei Weber-Kenner und habe ansonsten nur ein ganz gutes Allgemeinwissen, wird eines Besseren belehrt: Aus dem Text spricht eine ausgezeichnete Kennerschaft Parsons', die deutlich über dem Niveau insbesondere der üblichen deutschen Parsons-Rezeption liegt. Die Beschreibung des Lebensweges des inkurablen Theoretikers, der durch Weber, Marshall, Pareto, Durkheim, Henderson, Whitehead u. a. beeinflusst wurde, die Einschätzung seiner später schnell nachlassenden Bedeutung für die Soziologie, die nur begrenzte Berechtigung der Rede von einem orthodoxen Konsens, die Bewertung der Leistungen seiner Schüler (z. B. J. Alexanders), verraten auch in den Nuancen einen exzellenten Über- und Einblick, garniert mit den wesentlichsten Literaturquellen und den Schluchter eigenen, kondensierenden Schaubildern, für die ihm auch der in der Lehre tätige Soziologie dankbar sein mag, wengleich das Buch als (zumindest einführendes) Lehrbuch an vielen Stellen – wie bereits angesprochen – zu anspruchsvoll sein dürfte.

Der Autor zeichnet aber nicht nur hermeneutisch den Lebens- und Denkweg Parsons nach, er will einen Bruch (mit der Handlungstheorie) in dessen Werk

belegen, durch den er die soziologische Theoriebildung auf „falsche Pfade“ führte (S. 12). Schluchters Kritik setzt bereits an Parsons „The Structure of Social Action“ (1937) an, in dem dieser eine antikontraktualistische Konvergenzthese hinsichtlich der Arbeiten Webers, Durkheims und Paretos, in Abgrenzung zum Utilitarismus und Kontraktualismus seit Hobbes, aufstellte. Schluchter bestreitet diese Konvergenz (siehe den ersten Band seiner Theoriegeschichte), kritisiert die Ineinsetzung von Utilitarismus und Kontraktualismus und bemerkt, dass der normativistische Antikontraktualismus nur ein Gegenentwurf zum Utilitarismus neben anderen gewesen sei. Aus dem Parsons'schen analytischen Grundkonzept, dem *unit act* (Ziel, Situation, Aktor, Norm), spreche, trotz aller Bekenntnisse zur Emergenz, eine voluntaristische Handlungstheorie.

Hobbes sei von ihm auf einen reinen Utilitarismus verkürzt worden. Im Gesamtwerk schwanke Parsons ferner trotz seines Bekenntnisses zum analytischen Realismus immer zwischen einem real- und einem idealtypischen Verständnis der theoretischen Kategorien (Reifikations-Vorwurf). Nach Meinung des Rezensenten hat Schluchter im Detail oft Recht, dennoch kann man z. B. nicht bestreiten, dass sich die vor Parsons zur Konvergenz neigenden Theoretiker darüber einig sind, dass symbolisch-normativen Elementen eine herausragende Bedeutung zur Beantwortung der Frage: „Wie ist soziale Ordnung möglich?“ zukommt. In der Tat wird Hobbes meist verkürzt und von Parsons recht pointiert auf den Utilitaristen zugespitzt. (Der Rezensent hat einmal darzulegen versucht, dass der Leser des „Leviathan“ im Verlauf des Buches durch Argumente und rhetorische Verführung von einer Kohlberg-Stufe auf die nächste gehievt wird.)

Andererseits: Wenn man die Nuancen betont, gibt es eigentlich überhaupt keine Utilitaristen (auch Spencer muss man dann ausnehmen). Und dennoch: Der Unterschied zwischen Normativismus und Kontraktualismus hat nicht zufällig die (damals so genannte) Theoriesektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie über ein Jahrzehnt beschäftigt. Er liegt auch in den Wirtschaftswissenschaften im Streit zwischen ‚alter‘ und ‚neuer‘ Institutionenökonomie,⁴ zwischen orthodoxen und heterodoxen Paradigmen,⁵ offen zutage. Hinter den heute vertretenen, diversen Institutionenökonomien⁶ steckt u. E. in der Tat eine Metadifferenz (man mag sie als positivistisch-utilitaristische versus eine idealistisch-historistische bezeichnen), die Parsons damals einfing. Sein methodisches Herumschwimmen ist zuzugeben, aber auch zu fragen: Geht es überhaupt anders zwischen den Hörnern des Abbildrealismus und des beliebigen Konstruktivismus? (Der Rezensent wagt zu fragen: Ist Webers Idealtypus nicht auch im gleichen Sinne ambivalent? Siehe die gedrechselte Fußnote 5 auf S. 298.)

In einem Punkt widerspricht der Rezensent Schluchter, nämlich hinsichtlich des klaren Vorherrschens einer voluntaristischen Handlungstheorie im Parsons'schen Frühwerk. Dem sei die These entgegengestellt, dass Parsons von Anfang an doppelgleisig fuhr und einen Handlungs- und Systemansatz vertrat. Schluchters Buch enthält einige bemühte Seiten über Pareto, es verwundert daher, dass er den Strukturansatz Parsons', der sich im Pareto-Teil verbirgt,⁷ nicht herausarbeitet. Nach Meinung des Rezensenten bedarf eine gute Soziologie immer beider Ansätze, die sich aber konzeptuell – und entgegen den Harmonie- oder Schwerpunktsetzungsversuchen bei Weber/Schluchter, Durkheim, Habermas oder Luhmann – widersprechen und stets ein ungemütliches Kohabitationsverhältnis un-

terhalten, aber dennoch zur Gewinnung eines umfassenden Bildes (*trade-offs*, in gewissem Sinne parallel der Bohr'schen Komplementarität) beide nötig sind. Die ontologische Differenz zwischen Frosch- und Adlerperspektive löst für uns weder A. Giddens noch W. Schluchter. Eine gewisse Schwerpunktverlagerung fand bei Parsons statt, aber keine Umkehr, in Schluchters Worten: keine Umstellung der Leitdifferenz von Handelnder-Situation auf System-Umwelt (plus Homöostase).

Diese andere Sicht soll nicht die starken Seiten Schluchters mindern: seine treffende Kurzbeschreibung der immanenten Widersprüche einer idealistisch-historistischen Tradition, die Entwicklung und Ableitung der *pattern variables*, ihre Anwendung auf die Berufsrollen, insbesondere im Bereich der Medizinsoziologie (Arzt-Patient-Beziehung), die Unterscheidung zwischen Persönlichkeits-, Sozial- und Kultursystem, der Einfluss Freuds und seine Umdeutung durch Parsons (Verinnerlichung kultureller Muster) und vieles mehr. Wer Schluchters Ausführungen aufmerksam folgt, lernt die wesentlichen Theoriebausteine Parsons kennen. Schluchter gelingt es, aus den vielen hundert Schriften und unzähligen Themen, denen sich Parsons zuwandte, die theoriearchitektonisch entscheidenden herauszugreifen und auch in ihrer immanenten Entwicklung zu skizzieren.

Im Detail widmet sich Schluchter den Mitte der 1950er Jahre erschienenen Studien „Family, Socialization and Interaction Process“ (mit Bales) und „Economy and Society“ (mit N. Smelser), in denen Parsons das Vierfelder-AGIL-Schema⁸ (sowie das Austauschschema, die kybernetischen Kontrollhierarchie u. a.) entwickelte, das nach Schluchter (ähnlich bereits Dubin) den Bruch mit der Handlungs- und den Übergang zu einer *top-down*-Systemtheorie markiere. Er hat schon recht: Die Verknüpfungen der *pattern variables* mit den Bales'schen Gruppenimperativen leuchtet nicht unmittelbar ein, der Begriff der Interpenetration lässt viele Fragen offen, seine kritischen Bemerkungen zur Medientheorie treffen ebenso zu wie seine detaillierte Beschreibung und die Hinweise auf Schwächen von „Economy and Society“, so z. B. die ungerechtfertigte Generalisierung des analytischen Schemas auf alle Wirtschaftssysteme und die Tendenz eines Einbahnstraßentheorems in seiner Evolutionstheorie („das heutige Rom sind für Parsons vor allem die USA“, S. 114), wengleich hier vielleicht eine gewisse Rezeption der Sekundärliteratur (z. B. R. Münch) angebracht gewesen wäre. Auch erfindet Schluchter ganz zutreffende symbolische Charakterisierungen: AGIL als Weltformel, das Prinzip der Puppe in der Puppe in der Puppe usw.

Abschließend urteilt er, die systemtheoretische Wende verbessere nicht den Ansatz Webers, sondern gehe in eine von diesem abweichende Richtung. Zwar sei es bewundernswert, wie Parsons seine vier Boxen mit Inhalt fülle, der deskriptiv erhellend sei, dennoch gelte für ein weberianisches Forschungsprogramm, man könne zwar von Parsons früheren Beiträgen viel lernen, „sollte sich aber davor hüten, den Übergang zur dritten Phase mitzuvollziehen und den hier entwickelten Begriffsapparat zu übernehmen. Der Unterschied in den Leitdifferenzen verbietet Konvergenz“ (S. 118). Der Meister hat gesprochen. Nach Meinung des Rezensenten ist es zwar erfreulich, dass Schluchter der heute oft anzutreffenden, standpunktlosen Gemischtwarenhandelsmentalität in der Soziologie einen Kontrapunkt entgegensetzt. Dennoch hält er das Urteil für überzogen, denn: Den widerspruchslosen *einen* Ansatz der allgemeinen Soziologie, der alles abdecken kann, gibt es nicht.

Das AGIL-Schema wird von Parsons dogmatisch angewandt, und es besitzt eine implizite Tendenz zur Systemperspektive, aber es setzt doch auch soziologische Phantasie frei, die man nicht missen möchte. Ohne AGIL-Schema keine von Parsons veröffentlichte „American University“ (1973, mit G. Platt), ein unschätzbares Werk, das auch der zur Zeit stattfindenden Kaputtreformierung (nicht nur) der deutschen Universitäten einen gnadenlosen Spiegel vorhält und belegt, wie eine anscheinend seelenlose Systemklapparatur hermeneutische Intuition und Verstehen beflügeln kann. Ihm hier den Vorwurf eines „extremen Objektivismus“ (S. 169) hinterherzureichen, erscheint dem Rezensenten übertrieben.

Der zweite Hauptteil behandelt den Ansatz von J. Habermas, vorangestellt sind allerdings längere Ausführungen zu G. H. Mead und dessen sozialpsychologischer Begründung der Handlungstheorie und des symbolischen Interaktionismus. Wiederum versteht es Schluchter, den Werdegang fundiert und souverän nachzuzeichnen, in die entsprechenden Diskussionskontexte einzuordnen (Überwindung des behavioristischen Reiz-Reaktions-Determinismus, Einfluss des deutschen Idealismus und Darwins) und die Tektonik des Ansatzes hervorreten zu lassen (signifikante Gesten und symbolvermittelte Interaktion als emergente Eigenschaften, logischer und historischer Vorrang der Gesellschaft vor dem Individuum, *taking the role of the other, I und Me, game und play*, demokratisches Ideal des rationalen Selbst usw.). Ganz zutreffend resümiert Schluchter, dass Meads Theorie „rudimentär“ (S. 147) sei. Nach Meinung des Rezensenten, dem die Emergenzbehauptungen Meads zur Entwicklung des Selbst trotz bestem Bemühen nie recht eingeleuchtet haben, trifft diese Beurteilung voll zu. Es fragt sich dann, ob Mead als Vorspann zu Habermas wirklich zwingend ist, für den dann nur etwas mehr als die Hälfte der Seitenzahl im Vergleich zu Parsons zur Verfügung steht.

Im Unterschied zum Parsons-Teil zeichnet Schluchter Habermas' Denkweg nicht detailliert nach, sondern konzentriert sich auf dessen „Theorie des kommunikativen Handelns“ (1981), eine unter soziologischem Blickwinkel sinnvolle Wahl. Habermas' Abkehr von der Bewusstseinsphilosophie, die linguistische Wende und die Ersetzung der Subjekt-Objekt-Relation durch die Differenz Sprache-Welt wird erläutert, gefolgt vom Ansatz der Universalpragmatik und den universalen Geltungsansprüchen (Verständlichkeit, Wahrheit, Richtigkeit, Wahrhaftigkeit). Etwas kurz geraten sind die Ausführungen zum sprachtheoretischen Hintergrund, fast nur Searle und Austin werden etwas besprochen. Schluchter legt dar, wie hieraus die vorläufigen basalen Handlungstypen (strategischer, normengeleiteter und dramaturgischer Typus) entwickelt wurden, woraus die elementare Unterscheidung zwischen dem kommunikativen und dem instrumentell-strategischen Handeln folgte. Schluchter hebt ganz zutreffend hervor, dass – von Problemen der Zuordnung etwa des teleologischen Handelns abgesehen – vom normativen Anspruch der Theorie her zu zeigen sei, dass der nicht-kommunikative ein defizienter Modus sei, da er nicht alle impliziten Geltungsansprüche der Sprache aktiviere, in der Tat ein Unterfangen auf schwankendem Grund. Natürlich lehnt Schluchter die These von Habermas ab, Weber habe die monologische Zweckrationalität in den Mittelpunkt gestellt und im Sinne abnehmender Rationalität die anderen Handlungstypen folgen lassen, wohingegen Schluchter eine Gleichrangigkeit bei Weber vorliegen sieht. Der Rezensent steht hier auf der Seite von

Habermas (siehe Anmerkung 2).

Im nächsten Schritt diskutiert Schluchter das Konzept der Lebenswelt im Anschluss an Husserl, Wittgenstein II, Schütz und Luckmann. War ursprünglich die materielle und symbolische Reproduktion der Gesellschaft kompakt in der Lebenswelt ungeschieden, so differenzieren sich in der Moderne verselbstständigte, in systemtheoretischer Perspektive zu analysierende Subsysteme wie das wirtschaftliche und politische aus, die übermächtig zu werden drohen (These der Kolonialisierung der Lebenswelt). Sie stellen die symbolischen Reproduktionsfunktionen der Lebenswelt in kultureller, sozialer und sozialisatorischer Hinsicht in Frage. Schluchter hebt neben einigen eher vordergründig wirkenden Kritikpunkten, siehe etwa seine Bemerkungen zur Reminiszenz des Basis-Überbau-Schemas, Folgendes hervor: Es „steht plötzlich die hermeneutische Vernetzung von Handlungsabsichten der funktionalen Vernetzung von Handlungsfolgen, der Verständigungsmechanismus dem systemischen Mechanismus, die Sozialintegration der Systemintegration, polar gegenüber“ (S. 195). Nach Schluchter werde hierbei auf zwei inkompatible Begriffssprachen zurückgegriffen. Dies sei unnötig, da im Rahmen einer weberianischen, verstehenden Soziologie dieser Perspektivwechsel innerhalb derselben Theoriesprache bewältigt werden könne.

Die Problematik der Begriffssprache ist im Umfeld von Habermas des Öfteren thematisiert worden. (Schluchter verweist hier nur auf den eher mittelmäßigen Beitrag von J. Berger.) Zuzugestehen ist Schluchter, dass Habermas auch anders hätte vorgehen können, etwa durch eine eher handlungstheoretische Analyse gesellschaftlicher Institutionen und Organisationen. So hat seine Analyse einen sehr hohen Grad der Abstraktion, die Ebenen der Institutionalisierung fehlen weitgehend. Schluchters Kritik ist allerdings rein methodologisch. Nach Meinung des Rezensenten irrt er mit der Meinung, ein – wie immer raffiniert ausgelegter – handlungstheoretischer Ansatz könne ‚alles Relevante‘ erfassen. Man könnte fragen, ob nicht zwei Theoriesprachen gerade angemessen und komplex genug sind, um Funktionen und Dynamik heutiger Gesellschaften zu erfassen. Hat Habermas durch seine Doppelung nicht vielleicht die Trends der Megamaschinen Wirtschaft/Politik und der in ihrem Zangengriff befindlichen Lebenswelt gerade durch die Doppelung ‚verstanden‘? Wird Habermas nicht der heutigen (nennen wir es ruhig so:) Entfremdung gerade durch diese Konstruktion gerecht, die in vielerlei Ausdrucksformen (nicht nur) von Alteuropäern geäußert werden?⁹

Andererseits kann man fragen, ob die zentralen Thesen von Habermas überhaupt zutreffen: Bedarf es zur symbolischen Reproduktion wirklich einer (wie immer rationalisierten) intakten Lebenswelt? Liegen hier nicht anthropologische Resistenzannahmen im Verborgenen, die unausgesprochen bleiben und vielleicht gar nicht zutreffen? Umgekehrt: Stecken die Systeme Wirtschaft und Politik wirklich derart im systemischen Zangenzugriff? Wird nicht die Wirtschaft ununterbrochen mit wirtschaftsethischen Forderungen konfrontiert, findet nicht z. B. kommunikatives Handeln zwischen Arbeitgebern und -nehmern in deutschen und österreichischen Aufsichtsräten über die Mitbestimmung statt?

Schließlich: Ist die Politik wirklich ein eigendynamisches, entkoppeltes System? Lautet nicht die Kritik der Globalisierungsskeptiker, dass die Politik unsystemisch hinter dem Freilauf der Wirtschaft hinterherhinkt? Natürlich läuft man hier Gefahr, in eine *fallacy of misplaced concreteness* zu geraten, indem man unvermittelt

Aussagen allgemeiner Theorien mit Geschehnissen der Gegenwart vergleicht. Als Schwachpunkt mag man es dennoch ansehen, dass Schluchter – wie bereits erwähnt – hier rein methodologisch argumentiert, wenngleich seine Teilkritiken und Fragen völlig zutreffen, etwa ob Einfluss und Wertbindung überhaupt als Medien aufgefasst werden können und ob Geld und Macht wirklich nur systemisch funktionieren und nicht unabdingbar auf die Institutionalisierung als kulturelle Muster ist angewiesen sind. Sehr zutreffend ist auch die Frage, wo denn die normale Technisierung der Lebenswelt aufhöre und die Sozialpathologie anfangen. Schluchter stellt abschließend fest: Da die Grundkonzepte der Lebenswelt und der Systeme unvereinbar seien, sei Habermas' Versuch gescheitert.

Der folgende Teil über Luhmann macht einen etwas weniger strukturierten Eindruck, was sicher auch mit der Schwierigkeit einer nachvollziehbaren Darstellung des Luhmann'schen Ansatzes zusammenhängt. Zentrale Referenz ist hier die von D. Baecker herausgegebene Vorlesungsmitschrift aus den Jahren 1991-1992. Der Versuch des Sich-Durchquälens durch seine Hauptwerke wird nicht unternommen, eine angesichts der von Schluchter erwähnten Redundanzen in Luhmanns Werken weise Entscheidung. Sehr zutreffend wird Luhmanns radikaler Konstruktivismus, die Bedeutung des paradoxalen Differenzierungsgedankens mit der Leitdifferenz Identität-Differenz (anstelle von System-Umwelt wie noch bei Parsons) und selbstreferenzieller Systeme für seinen Theorieaufbau, strukturelle Koppelung, Kommunikation, Binärkodierungen, die Medien, die Evolutionstheorie usw. herausgehoben. Schluchter meldet sowohl Zweifel hinsichtlich des *Autopoiesis*-Imports aus der Biologie als auch gegenüber dem radikalen Konstruktivismus an. (Systemtheorie funktioniere nur, wenn die Wirklichkeit selbst systemisch sei.)

Der zentrale Angriffspunkt gegenüber Luhmann besteht darin, dass dieser im Unterschied zu den bisher Behandelten erst gar nicht versuche, eine handlungstheoretische Dimension einzubauen, was sich nach Schluchter natürlich rächen muss. Am für Luhmann nicht unwichtigen Sinnbegriff bricht sich die unterdrückte und verdrängte Dimension entgegen der Absicht des Systemkonstruktors Bahn. „Er kann solche Begriffe gar nicht vermeiden. Sie schleichen sich in seine Formulierungen einfach ein“ (S. 231). Als Resümee steht fest: „Immer wieder sahen wir, dass eine systemtheoretische Grundlegung auf subjekttheoretische Begriffe nicht verzichten kann“ (S. 272). So stellten nicht nur die Parsons'sche Parallelführung und Habermas' rein rhetorische Verknüpfung falsche Weichen, sondern auch Luhmanns Versuch des Ignorierens.

Schluchter stückt dann noch eine kürzere Diskussion der Ansätze von J. Coleman und P. Bourdieu an. Man hätte ihm den souveränen Überblick über neuere Entwicklungen auch ohne diesen Exkurs abgenommen. Der Rezensent hätte es für besser gehalten, stattdessen etwas mehr Gewicht und Sorgfalt auf die rudimentäre und kurze Schlussbetrachtung zu legen. Doch bereits zuvor wird im Anschluss an G. Albert zwischen radikalen und moderaten Varianten des methodologischen Individualismus und Holismus unterschieden (Kriterien u. a.: starke/schwache Emergenz und Aufwärts-/Abwärtsverursachung). Bei Marx und Durkheim fänden sich trotz eines starken Anti-Reduktionismus (wenn auch) undeutlich gebliebene individualistische Tendenzen. Webers grundsätzlicher methodischer Individualismus spreche „der Ordnungsebene als einer Dimension der Struktur-

ebene eine gewisse Eigengesetzlichkeit zu“ (S. 274). Dies klingt nach Meinung des Rezensenten ähnlich präzise wie die Rede von der ‚relativen Autonomie des Überbaus‘ in gut gemeinten marxistischen Versuchen.

Die Schlussbetrachtung versucht, eine „strukturalistisch-individualistische verstehende Soziologie“ zu umreißen. Dies klingt paradox und kompliziert, weil Schluchter das nach Meinung des Rezensenten Unmögliche versucht, nämlich Handlung und Struktur komplementär-ergänzend in Form eines einzigen Mikro-Makro-Modells zu konzipieren. So hätte sich das Weber schon gedacht, der eine Theorie des habitualisierten, affektuellen und regelgeleiteten Handelns und auf der Makroebene Ordnungskonfigurationen identifizierte. Der Rezensent ist kein Weber-Experte, aber bereits in seinen jungen Jahren hatte er immer das Gefühl, es gebe bei Weber eine nie überwundene Spannung zwischen der Mikro- und Makroanalyse und zwischen seinen geistreichen methodologischen Ausführungen und dem tatsächlichen Procedere.

Für Schluchter sind auf jeden Fall die Ansätze des späten Parsons, Luhmanns und Habermas' entbehrlich, er sieht sie auf dem ‚Holzweg‘ und bietet selbst doch eher Gewundenes. „Es gibt keine reinen Makrogesetze“ (S. 305). Gibt es halbe oder unreine? Der Zusatz, der Weg führe immer über die Akteursebene, hilft kaum, ebenso wenig wie die Unterscheidung der Emergenz von Substanzen versus einer solchen der Eigenschaften. In seinen wie immer schönen Übersichten läuft die Verbindung von unten nach oben über Motiv-, Wert- und Handlungsorientierungen, holistische Strukturansätze basieren aber darauf, dass es jenseits der Motivationen der Akteure und einzelner Institutionen objektive Entwicklungsdynamiken gibt (die Weber'schen stahlharten Gehäuse), bei denen die vielerlei Motivationen und Institutionen vom Kern der Sache und der Probleme eher ablenken, da die Menschen in ihnen gefangen bleiben, „bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht ist“ (Weber).¹⁰

„Zum anderen akzeptieren wir zwar die Leitdifferenz Handelnder-Situation und das Paradigma der Interaktion, nicht aber die Feststellung, Handlungstheorien stünden vor der Alternative, entweder das Individuum der Gesellschaft oder die Gesellschaft dem Individuum *logisch* vorausgehen zu lassen. Wir behaupten vielmehr, dass beide Komponenten als gleichursprünglich zu denken sind. Dies verträgt sich mit der Vorstellung, Selbst und Selbstbewusstsein seinen nicht ausschließlich sozial vermittelt, sondern es gebe eine ursprüngliche Vertrautheit des Menschen mit sich selbst“ (S. 299). Der letzte Satz ist schön geschrieben, auch sind Individuum und Gesellschaft gleichursprünglich, der Soziologe kann aber nach Meinung des Rezensenten nicht beides in einer verstehenden Methodologie oder konkreten Analyse unterbringen, da es sich bei Holismus und Individualismus um ein, mit Parsons gesprochen, *pattern variable* der Theoriekonstruktion handelt. All die unzähligen *All-in-one*-Versuche sind gescheitert. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass dann eventuell beide Ansätze ‚falsch‘ sind, wenn es ähnliche Doppelungs-Ausschließungs-Komplementär-Phänomene nicht auch in den Naturwissenschaften gäbe.

Schluchters Verteidigungsschrift des weberianischen Programms gegen Parsons, Habermas und Luhmann berührt, gerade wegen des hohen Niveaus und der souveränen Beherrschung des Stoffes, dank des klaren Standpunkts und der auch im Detail präzisen Durchführung. Einerseits ist aber Schluchters Ansatz

zu eng (Weber wies bereits weitgehend den leuchtenden Pfad), andererseits zu weit (These der theoretisch in einem Ansatz konsistent unterzubringenden Gleichursprünglichkeit). Auf jeden Fall aber legt der Leser das Buch bereichert aus der Hand. Gut hundert Jahre soziologische Reflexion in Form einer Galerie größerer Geister ist an ihm vorbeigezogen. Etwas bange fragt er sich, wo denn der niveaugleiche soziologische Nachwuchs bleibt und ob die (an Schluchters Programm orientierte) allgemeine Soziologie auch etwas zur Lösung der drängenden Fragen der Zeit (Armut, Arbeitslosigkeit, Klimakatastrophe usw.) beizutragen vermag.

Helge Peukert

Anmerkungen

- ¹ An dieser Stelle kann nur hingewiesen werden auf die Diskussion in Peukert, H., *Das Handlungsparadigma in der Nationalökonomie* (Marburg 1998).
- ² Peukert, H., *Max Weber: A precursor of economic sociology and heterodox economics?*, in: *American Journal of Economics and Sociology* 63 (2004) 987-1020.
- ³ Über die herausragende Bedeutung theorieexterner Faktoren für die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaft siehe Mirowski, Ph., *Machine dreams*. (Cambridge, MA, 2002). Eine interessante Frage wäre, ob die Entwicklung der Soziologie in ähnlichem Maße extern beeinflusst wurde.
- ⁴ Peukert, H., *Bridging old and new institutional economics*, in: *European Journal of Law and Economics* 11 (2001) 91-130. Es ist ganz erstaunlich, wie hermetisch voneinander abgeriegelt diese Paralleldiskussionen in der Soziologie und in den Wirtschaftswissenschaften verlaufen.
- ⁵ Dürmeier, Th.; et al. (Hrsg.). *Die Scheuklappen der Wirtschaftswissenschaft* (Marburg 2006).
- ⁶ In diesem Zusammenhang aufschlussreich: Rutherford, M., *Institutions in economics* (Cambridge, MA, 1996).
- ⁷ Peukert, H., *Parsons/Pareto/Habermas* (Idstein 1992).
- ⁸ Nach Parsons müssen alle sozialen Systeme, von der Familie bis zur Weltgesellschaft, vier Aufgaben erfüllen: Anpassung (A: Ökonomie), Zielerreichung (G: Politik), Sozialintegration (I: Sozialsystem), Werterhaltung/-stabilisierung (L: Kultursystem).
- ⁹ Als ein eher theoretisches Beispiel für das Gefühl der Mechanisierung siehe: Ritzer, G., *Die McDonaldisierung der Gesellschaft* (4., erw. Aufl., Konstanz 2006).
- ¹⁰ Als Beispiel sei verwiesen auf die Analyse der exponentiellen Wachstumsgesellschaften von Meadows, D.; et al., *Grenzen des Wachstums: Das 30-Jahre-Update* (Stuttgart 2006).